

---

## Schwertlilien

---

### Bitte spiel mit mir

»Stört es Sie, wenn ich die Brille hier drin auch trage?«, fragte mich meine Patientin Iris Bausch, als sie meine Praxis in der Nähe des Wiener Stadtparks betrat.

Zu den Abendsprechstunden, wenn die Sekretärin schon Feierabend hat, empfangen ich meine Kundschaft direkt an der Tür. Dadurch ergibt sich eine kleine Zeitspanne des Übergangs, bevor sich der Rahmen des Sprechzimmers um uns schließt. Die Leute legen ihre Mäntel und Schirme ab, machen eine Bemerkung über das Wetter oder ersuchen darum, noch schnell die Toilette benutzen zu dürfen. Die meisten Patienten benehmen sich in dieser Zwischenzone eher förmlich und beginnen das eigentliche Gespräch, sobald sie ihren Platz im roten Polstersessel eingenommen haben. Iris dagegen sprudelt gewöhnlich sofort los, so auch an diesem schwülen Juniabend.

»Doch, ja, das stört mich schon«, antwortete ich, während wir noch gemeinsam das Wartezimmer durchquerten. Die dunkle Sonnenbrille verbarg ihre Augen vollständig.

»Na gut, dann setze ich sie ab. Sehe ich Sie halt verschwommen, macht auch nichts.«

Erst jetzt verstand ich, dass sich in ihrer Sonnenbrille offenbar eine korrigierende Linse befand, ohne die sie nicht klar sehen konnte. Aber ja, fiel mir ein, sie kniff doch häufig die Lider zusammen, wenn sie mich stumm fixierte. Einige Male hatte ich randlose Augengläser an ihr gesehen. Wieso hatte ich ihre Sehstörung bisher ausgeblendet? Immerhin kannten wir uns zu diesem Zeitpunkt bereits anderthalb Jahre und hatten einander wöchentlich gesehen. Ihre Kurzsichtigkeit, das hat sie mir später erzählt, sei erst in der Hauptschule entdeckt worden, als sie schon dreizehn war.

»Tut mir Leid, das habe ich jetzt gar nicht bedacht«, lenkte ich ein. »So ein verschwommenes Bild muss sehr unangenehm sein. Lassen Sie die Brille doch auf.«

Es entspann sich ein Eiertanz der gegenseitigen Rücksichtnahme, der für unsere Beziehung typisch war. Wir machten beide freundliche Witzchen über das Missverständnis, aber dahinter spürte ich eine unbehagliche Spannung. Im Lauf der anschließenden Therapiestunde legte ich darauf Wert, gemeinsam über die Bedeutung dieses Randereignisses nachzudenken.

Wie so oft hatte sich Iris sofort auf ihr Gegenüber, dessen Befinden, Bedürfnis und Urteil eingestellt, ohne ihren eigenen Standpunkt zu orten, geschweige denn zu vertreten. Warum machte sie mir ein Angebot, das ihr eine Sehstörung bescheren würde? Ich hatte ein schlechtes Gewissen, war aber gleichzeitig vage ärgerlich, als hätte sie mich in eine Falle gelockt.

»Aber es ist doch wichtiger, dass *Sie* meine Augen sehen als umgekehrt«, beharrte sie. Mit ihren flinken Händen zeigte sie ein Oben-unten-Gefälle: »Das hat mit diesem Unterschied zu tun. *Sie* machen doch die Diagnose und alles. Sie sind es doch, die mehr auf der Lauer liegt, oder?«

»Na, ich weiß nicht, wer da mehr auf der Lauer liegt«, entgegnete ich etwas gereizt. »Kaum mach ich die Tür auf, kommen Sie mir quasi entgegengelaufen und stellen sich total auf mich ein.«

Iris lachte. »Sie meinen, schwanzwedelnd, hm? Wie so ein Foxterrier. Oder so ein kleiner Spitz, der wartet den ganzen Tag in seinem Körberl, und wenn das Frauchen kommt, dann bellt der ganz aufgeregt, bitte bitte spiel mit mir.«

Ich konnte jetzt, da sie darauf bestanden hatte, die Brille abzunehmen, ihre dunkelblauen Augen sehen, und ich sah, wie sie sich mit Tränen füllten.

»Das sind Tränen der Rührung«, kam sie meiner Frage zuvor. »Weil Sie sich so intensiv mit mir beschäftigen.«

\* \* \*

Im Lehrerhaus am östlichen Stadtrand, dort, wo Wien fast dörflich wird, kauert die kleine Iris auf der Hofstiege und streichelt die Katze. Sie wartet darauf, dass einer mit ihr spielt. Aber Erika ist so viele Jahre älter und steckt ihre Nase am liebsten in Papas Bücher. Rosi ist auch viele Jahre älter, hilft der Mama beim Kuchen backen und löffelt als Erste die frisch eingekochte Marillenmarmelade. Die Cousins und Cousinen sind alle viel älter und wohnen weit weg. Keiner mag mit Iris spielen, obwohl sie doch bei den Familienfesten von Schoß zu Schoß wandert und alle sie unglaublich süß finden mit ihren tellergroßen Augen und dem winzigen Puppenmund. Ihr Blick auf dem Kinderfoto: sehnsüchtig und argwöhnisch zugleich. Auf diesem Bild streckt sie die Arme aus und strengt sich an, die Tränen zurückzuhalten.

\* \* \*

Iris Bausch besaß die Gabe, besonders lebhaft zu erzählen. Viele ihrer Geschichten stehen mir noch Jahre nach dem Ende der Therapie so plastisch vor Augen, als wäre ich dabei gewesen. Im Frühsommer muss ich besonders oft an sie denken, wenn im Vorgarten unserer Praxis die Schwertlilien aufgehen. Sie hat mir die seltenen Pflanzen zum Abschied geschenkt, hat sie extra für

mich ausgesucht im Naturschutzpark »Krautgarten« in Oberwaltersdorf, wo ihre Eltern leben. *Iris sibirica*. *Iris germanica*. *Blue-eyed grass*.

Sie kam wegen Panikattacken. Im Aufzug, im Supermarkt, in der Disco, später sogar an ihrem Arbeitsplatz in der Frauenarztpraxis war sie von unerklärlicher Angst überfallen worden. Der letzte und schlimmste Anfall hatte sie beim Autofahren erwischt. Überraschender Anruf nach Arbeitsschluss: Sie sollte ihrem Chef bei einer ambulanten Operation assistieren. Ah, da schau her, dachte ich anzüglich, um mich gleich darauf zu schämen. Wir sind doch hier nicht in einem Arztroman, wies ich mich zurecht. Wart doch ab.

»Ich dachte zuerst, es ist der Kreislauf. Das Herz rast wie verrückt. Ich kenne das ja von meinem Vater, der ist ja auch nicht ganz gesund, Hochdruckpatient, wissen Sie, der muss auch aufpassen. Auf einmal setzt mein Herz aus. Ich schnappe nach Luft, weil ich so erschrocken bin. Ich kriege Angst: Was ist mit dir los, Bausch? Bist du im falschen Film oder was? Dann kommt so ein Druck im Kopf, wie wenn dir einer die Birne zusammenpresst, einmal, zweimal, und dann wieder loslässt.« Sie illustrierte ihre Worte mit den Händen, als ob sie einen Schwamm ausdrückte. »Dann so ein Wegsacken, mir wird total schwindlig. Ich denke, ich falle gleich in Ohnmacht. Jetzt ist es so weit. Jetzt muss ich sterben. Und es ist nicht abgewaschen und die Katze hat keine Milch.«

In der ersten Stunde saß Iris vornüber gebeugt am vorderen Rand des Sessels, die Ellbogen auf die schlanken Jeans-Schenkel gestützt. An den spannendsten Stellen ihrer Schilderung warf sie den Oberkörper ruckartig nach hinten und stieß tiefe Seufzer aus. Sie erinnerte mich an ein Füllen, das mit den Hufen scharrt.

»Irgendwie ist es meine ganze Lebenssituation. Ich bin einfach nicht zufrieden. Manchmal sitze ich am Morgen so da«, sie beugte sich wieder vor, den Kopf gesenkt, fuhr sich mit gespreizten Fingern durch die kurzen schwarzen Strubbelhaare, »da könnte ich schreien, lass mich in Ruhe, Leben! Ich will nur mehr schlafen! Ich will ein Jahr schlafen!«

»Und dann wachgeküsst werden«, ergänzte ich.

Sie starrte mich an. »Wahnsinn. Wie Sie das jetzt auf den Punkt gebracht haben.« Wir sahen uns in die Augen, solange es ging. »Manchmal kommt es mir vor, als sei das Leben eine Straße, und ich bin immer irgendwie daneben, immer nur am Rand, einmal links daneben, dann rechts daneben, ich weiß auch nicht ...« Ihre Stimme klang tränenerstickt.

»Jedenfalls ist es zum Weinen. Das Herz tut weh«, sagte ich.

»Sie versteht mich!«, rief Iris perplex einem unsichtbaren Publikum zu. Einige Sekunden lang fixierte sie mich schweigend, als sei sie total hingerissen von meiner Bemerkung. »Aber man kann doch nicht dauernd heulen. Also, ich sage mir: ›Du brauchst nicht unglücklich sein, Bausch. Du hast einen Beruf, eine gute Stelle, nette Kollegen, liebe Freunde, eine wunderbare Katze. Na gut, du hast keinen Mann, keine Kinder, aber was soll's. Besser keinen Mann als ein Leben lang den falschen.« Iris schnipste mit den Fingern. »Aus, Schluss, basta. Das ist wahrscheinlich die ganz banale Torschlusspanik. Bald ist sowieso alles

zu spät. Mir wächst ja schon Moos zwischen den Beinen.« Wir mussten beide lachen. »Ich war eben immer die Kleinste, die am längsten drinsteckt. Das dreibeinige Schaf, das hinterherhumpelt, wenn alle anderen schon angekommen sind.« Wir lachten. Sie konnte sich wirklich witzig ausdrücken. »Die kleine Bausch. Wieder einmal als Letzte durchs Ziel. Jetzt bin ich achtunddreißig, ich habe meine Ausbildung, meinen Arbeitsplatz, wunderbare Freunde, aber allein bin ich trotzdem. Ach, diese vergeudeten Jahre.« Sie fuhr energisch mit der Zunge über die Lippen und schniefte, dabei zeigten sich Grübchen in beiden Wangen.

So ein süßes tapferes Mädchen, dachte ich. Wie sie einen noch zum Lachen bringt, wenn ihr das Wasser schon bis zum Hals steht. Ich könnte ihr stundenlang zuhören und vor allem zuschauen. Jeden Augenblick konnte etwas Überraschendes passieren. Diese aparte Mischung von knabenhaftem Pfiff und Sexappeal. Beine wie ein Model. Selbst wenn sie ein bisschen sprunghaft sein sollte, ihr kann doch keiner böse sein. Es müsste doch mit dem Teufel zugehen, wenn so eine reizende Person keinen Mann kriegt.

»So hinten nach war ich immer«, fuhr sie fort. »Im Sport bin ich als Letzte auf der Bank sitzen geblieben. Da war immer so viel Lärm, und ich hatte Angst, den Ball ins Gesicht zu kriegen. Wenn Schwierigkeiten kamen, bin ich eher weggelaufen. Wissen Sie, was in der Volksschule in meinem Zeugnis stand? ›Das verträumte Kind bemüht sich nach Kräften, allen Anforderungen gerecht zu werden.‹ Bemüht sich. Ha! Aber vergebens.«

Iris war ganz klein geworden. Sie rutschte mit dem Hintern an den Rand der Sitzfläche, sodass sie fast zum Liegen kam. Sie weinte leise und zog den Rotz hoch. Ich bot ihr ein Taschentuch an.

»Ja? Haben Sie eines?«, fragte sie mit einem großen violetten Augenaufschlag. Ich gab ihr eine Packung von meinem Schreibtisch. Sie zupfte eine Zeit lang am Klebeverschluss herum und stieß dann unter Tränen hervor: »Sehen Sie, das ist es. Ich finde keinen Zugang.«

»Eben habe ich mir schon überlegt, ob ich die Packung für Sie öffnen soll«, sagte ich. Mein Gott, sie ging auf die vierzig zu! »Aber jetzt haben Sie es ja doch selber hingekriegt.«

## Zu früh, zu spät

In der fünften Stunde erzählte mir Iris Bausch, sie habe von mir geträumt.

\*\*\*

*Vor Ihrer Praxis habe ich mehrere Leute um die Uhrzeit gefragt. Ich wusste, es ist so ungefähr sieben, aber ich wollte ja gern genau richtig kommen, nicht zu früh und nicht zu spät. Keiner hat mir gesagt, wie spät es ist. Sie haben mich in der Praxis empfangen, aber es war nicht diese Praxis hier, sondern eine Art Hotelhalle mit einer riesigen Rezeption, vielleicht mehr wie bei Blacky und Chris, wo ich*

*arbeite, Frauenarztpraxis Schwarz & Schwarz. Dann haben Sie mich reingeführt und wieder rausgeführt. Da war nämlich ein verliebtes Pärchen, bei dem mussten Sie noch was klären. Sie sagten zu mir: Sie haben doch Verständnis, das verschiebt sich noch etwas. Ich sagte ja, kein Problem. Ach so, Sie sagten noch, das ist ein Quiz, ich muss herausfinden, wer das Liebespaar ist. Dann habe ich gewartet und gewartet, schließlich war fast die ganze Stunde vorbei, und ich dachte, jetzt kommt doch gleich wieder jemand anderes dran. Die hat mich wohl vergessen, habe ich gedacht, dann kann ich ja gehen. Draußen vor der Praxis waren lauter Leute, die mir ständig die Uhr verstellten.*

\*\*\*

Iris verschränkte die Arme und machte ein komisch übertriebenes Schmollgesicht.

»Und? Wie verstehen Sie den Traum?«, fragte ich nach einem kurzen Schweigen.

»Überhaupt nicht«, winkte sie lachend ab. »So einen Traum kann man sicher nur falsch deuten. Ich träume ja so viel, dafür könnte ich jede Nacht Eintritt verlangen.«

»Was für ein Gefühl hat denn Ihren Traum begleitet?«

»Ach, da waren keine negativen Gefühle ...«

Ich verschränkte ebenfalls die Arme und machte ihr beleidigtes Gesicht nach.

»Oder doch, ja, kann sein. Angst, abgelehnt zu werden?«

Ich zog die Augenbrauen hoch und wartete. Wieso Angst? In ihrem Traum war die Ablehnung doch schon passiert. Kein Ärger? Hatte sie ihre Enttäuschungswut, um ja nicht anzuecken, komplett in eine putzige Grimasse umgewandelt?

Meine Einfälle sprudelten. Ein phantastischer Traum. Da ist ja alles drin, sinnierte ich. Die gynäkologische Doppelpraxis – ein nettes Bild für das Elternpaar. Nicht genug bekommen, sich nichts nehmen können – die orale Hemmung. Schmollgesicht – die unterdrückte Frustration. Rein, raus, wer ist das Liebespaar – die sexuelle Unsicherheit. Die kindliche Scheu vor der Verantwortung – die anderen Leute, die Großen, sind schuld, weil sie ihr nicht sagen, was es geschlagen hat. Zuerst warten müssen – zu früh; dann Torschlusspanik – zu spät. Ein vibrierendes Mosaik von möglichen Ansatzpunkten. Ein ganzer Strauß von Emotionen. All das enthalten in einer kurzen Traumgeschichte, genial verdichtet in einer inneren Filmszene, von deren Reichtum der verbale Traumbericht ja nur das Drehbuch abzuliefern vermag.

Was ihr Gesicht zeigte: Aggression. Was ihre Worte benannten: Angst.

»Ihre Angst hat offenbar einen guten Grund«, formulierte ich vorsichtig. »Sie werden in dieser Praxis ja tatsächlich ziemlich übel behandelt. Sie haben das berechnete Gefühl, zu kurz zu kommen. So manche andere Person an Ihrer Stelle würde sich ärgern und energisch protestieren. Aber Sie wissen nicht so recht, was Ihnen zusteht. Ob Sie überhaupt etwas verlangen dürfen.«

Ihr gebannter Blick. Kein Nicken, nicht einmal ein Lidschlag. Hatte sie mich

nicht verstanden? War sie so fasziniert, dass es ihr die Sprache verschlagen hatte? Erforschte sie mein Gesicht, um herauszufinden, ob sie mir trauen konnte?

»Die Frau ist gut«, sagte sie im Tonfall verblüffter Anerkennung, als spräche sie zu einem imaginären Dritten. »Unglaublich. Wie finden Sie bloß so schnell die richtigen Worte?«

Sie lenkt ab, dachte ich, geschmeichelt zwar, aber um Abstinenz bemüht. Wir waren doch gerade bei ihrer Enttäuschung an der Traum-Therapiestunde. Sie hüpfte von ihrem Platz gewissermaßen auf meinen herüber und schmierte mir Honig um's Maul.

Einer Therapeutin, die ein bisschen eitel ist und sich insbesondere auf ihre sprachliche Genauigkeit viel zugute hält, gehen solche bewundernden Worte natürlich runter wie Öl. Der ernüchternde Fachjargon macht aus diesem angenehmen Phänomen aber leider einen so genannten Widerstand, den er »Idealisierung« nennt. Der idealisierende Blick auf einen anderen Menschen nimmt selektiv dessen gute Seiten wahr und umgibt sie mit einem Glorienschein, während negative Eigenschaften ausgeblendet werden. Idealisierungen haben zwar etwas Beglückendes wie jede Verliebtheit. Aber bekanntlich führen die realen Erfahrungen regelmäßig zur Desillusionierung. Im Alltag mit dem Geliebten lauert die böse Kehrseite der Idealisierung, die totale Entwertung. Niemand wird so verteufelt wie jemand, den wir für einen Engel hielten.

Insofern muss ich also in der Therapie, so Leid es mir tut, Idealisierungen analysieren, statt sie nur zu genießen. Da Iris Bausch und ich uns aber erst in der Anfangsphase befanden, entschied ich, dass ihre Bewunderung der Vertrauensbildung nützte und daher nicht auf der Stelle zerlegt werden musste. Ich notierte das Thema Idealisierung im Hinterkopf und konzentrierte mich eher auf die Art unserer Interaktion, die sich später als ganz bezeichnend herausstellen sollte: Iris befand sich mehr bei mir als bei sich. Eben hatte sie mit ihrem Traumbericht eine Szene dargestellt, in der ihr von der Therapeutin übel mitgespielt wurde. Und dann hatte sie nichts Eiligeres zu tun, als das Bild eben jener frustrierenden Person neu mit einem Goldrand zu verzieren.

An dieser Stelle zeigte sich wieder einmal die unfassbare Komplexität des therapeutischen Geschehens. Ein Zimmer, zwei Sessel, ein Tisch dazwischen. Zwei Menschen im Gespräch. Vom ersten Augenblick an ist alles da. Ein summendes Elektrizitätswerk mit Millionen Vernetzungen. *Zwei* Elektrizitätswerke, die miteinander in Kontakt treten. Unvorhersehbare Funken an den Berührungsstellen. Fünf oder sechs Sinne mal zwei, Biographien, Muttersprachen, Gerüche mal zwei, dazu all die Wandlungen, die sich durch die Interaktion ergeben. Neuronengewitter, auf den ersten Blick unverständlich wie ein Traum, sodass bisweilen der Verdacht der Beliebigkeit aufkeimt. Einige Kontaktstellen blinken aber immer wieder. Mit der Zeit leuchten Muster auf. Das Geflimmer ordnet sich, man meint Sternbilder darin zu erkennen. Leider handelt es sich nicht um geschlossene Gestalten. Manche Lichtpunkte gehören den Schnittmengen von mehreren Figuren an. Überdies verschiebt sich der Fokus in der Tiefendimension. Dennoch bleibt die Ahnung: Gelänge es uns nur, zu *sehen*, es wäre die Lösung.

Unfassbare Komplexität zu Mustern verdichten wollen: Wissenschaft? Kunst? Hybris?

Im Kontakt mit Iris Bausch hatten sich also, wie bei den meisten anderen Patienten, schon nach wenigen Stunden mehrere überlappende Themenfelder aufgetan. Das Motiv »Mehr bei mir als bei sich« zeigte sich gleich am Beginn, das Motiv »Zu früh oder zu spät« im Initialtraum, ebenso wie das Motiv »Idealisierung als Abwehr von Enttäuschungswut«. Später kam das Motiv »Dreiecksbeziehung« hinzu und verflocht sich mit den anderen Themen.

Nahe liegend und meiner Patientin bewusst war die Zukunftsangst einer nicht mehr ganz jungen Frau, es könnte für sie »zu spät« sein, einen Partner zu finden und ein Kind zu bekommen. Die Uhr tickte unaufhaltsam.

Weniger einleuchtend erschien zunächst das Gegenteil: die Empfindung, für irgendetwas sei es »zu früh«. Ihre mädchenhafte Ausstrahlung, ihre jugendliche Figur, ihre saloppe, manchmal naive Art, all das passte dazu. Früh, nach ihrem Gefühl viel zu früh, sei sie eingeschult worden, nämlich mit fünf Jahren, die behütete Jüngste, das verträumte Schaf. Zu früh war auch ihre Geburt gekommen.

\*\*\*

Im Lehrerhaus plagt sich die Lehrersfrau, ihrem nervösen Herrn und Gebieter alles recht zu machen, denn sonst steigt sein Blutdruck in den roten Bereich, und dann schreit er und bekommt unerträgliche Kopfschmerzen und man muss fürchten, dass ihn gleich der Schlag trifft. Sie ist ein tapferer kleiner Kerl, Frau Roswitha Bausch, geb. Koller, und ihr Leben hat sie dem schwierigen Mann geweiht.

Was blieb ihr auch anderes übrig, nachdem sich die ganze Koller-Verwandtschaft von ihr abgewandt hat, weil sie sich just den Buben von der Konkurrenz ausgesucht hatte. Lebensmittel Koller und Delikatessen Bausch, zwei Greißler in einer so kleinen Ortschaft wie Oberwaltersdorf, da gab es schon böses Blut. Als ob sie nicht genug anderer Verehrer gehabt hätte, das fescche, stramme Mädels.

Da heißt es zu zweit zusammenhalten. Für Freundschaften hätten sie ohnehin keine Zeit. Ihr Gerhard hat viel Arbeit in der Schule und am Schreibtisch. Sie plagt sich mit dem Haus und dem Garten und den drei Kindern. Gerhard braucht sie ja praktisch nur anzuschauen, schon wird sie schwanger. Kein Stammhalter, leider Gottes. Die zwei Großen wären aus dem Größten schon heraus, da kommt noch was Kleines. Rosl ist halt leider oft ungeschickt, ihr Mann versucht sie ja immer zur Besonnenheit anzuhalten, da muss sie doch trotzdem, wie sie ihm den Blauburgunder aus dem Keller holt, noch dermaßen hetzen, dass sie hinfällt, und das Kind kommt viel zu früh und muss ein Vierteljahr im Krankenhaus bleiben.

\*\*\*